

Gesa Lindemann

DAS PARADOXE GESCHLECHT _____

Transsexualität im Spannungsfeld
von Körper, Leib und Gefühl

Seit einiger Zeit ist eine heftige Diskussion um Begriffe wie Geschlecht, Geschlechterdifferenz und Geschlechtsidentität entbrannt. Die Studie von Gesa Lindemann leistet hierzu einen Beitrag, der seine Erkenntnis aus der Verfremdung des Alltäglichen gewinnt. Transsexuelle machen im Laufe ihres Lebens eine Geschlechtsveränderung durch, die sich auf eine grundsätzlich paradoxe Weise vollzieht, denn »Transsexuelle werden morgen schon das Geschlecht gewesen sein, das sie heute noch nicht sind«. Erst am Ende der Veränderung wird das entstanden sein, was alle Beteiligten für deren Voraussetzung halten: eine Geschlechtsidentität, die nicht zum alten Geschlecht paßt. An diesem extremen Beispiel der Transsexualität wird herausgearbeitet, was für alle gilt: Ein Mann oder eine Frau zu sein, ist bis in die kleinsten Verästelungen der Körpererfahrung hinein sozial strukturiert. Die minutiöse mikrosoziologische Analyse, die Gesa Lindemann hier vorlegt, läßt zugleich die Verschiedenheit von »Mann-« und »Frau-Sein« hervortreten. Denn daß der Übergang von Frau zu Mann ein vollkommen anderer ist als der von Mann zu Frau, zeigt auf drastische Weise, wie groß der »kleine Unterschied« (immer noch) ist. »Körper«, »Leiblichkeit« und »Affektivität« erweisen sich dabei als die zentralen Kategorien, ohne die ein tieferes Verständnis der Geschlechterordnung nicht auskommen kann.

Gesa Lindemann ist Lehrbeauftragte am Institut für Soziologie der Freien Universität Berlin.

Fischer Taschenbuch Verlag

Die Geschlechterordnung unserer Kultur ist binär strukturiert.⁸ Es gibt nur Männer und Frauen, und alle Personen müssen ausschließlich einer der beiden Kategorien angehören (vgl. Tyrell 1986: 469f.). Das entscheidende alltagsweltliche Wissen über die Geschlechter, das am Körper festgemacht wird, besteht darin, daß diesem angesehen werden kann, welchen Geschlechts eine Person ist. Es geht also zunächst darum zu untersuchen, wie die Körperformen das Geschlecht bedeuten.

Bei der Frage, wie der Sachverhalt, daß der Körper das Geschlecht bedeutet, in unserer Kultur beschaffen ist, ist folgende Unterscheidung sinnvoll: 1. Der Körper wird von der Grundannahme der Zweigeschlechtlichkeit aus gesehen, d. h., es gibt ein habitualisiertes Sehen, das Wahrnehmungen erzeugt, die am Körper die Geltung ihrer Voraussetzungen reproduzieren. 2. Der sichtbare Körper, der das Geschlecht symbolisiert, wird so gesehen, daß der Körper als Bedeutungsträger und das Geschlecht als Bedeutung nicht voneinander unterschieden werden. Das Sehen des Körpers erneuert also nicht nur die Geltung einer vorausgesetzten Zeichenrealität, sondern konstituiert einen zeichentheoretischen Zusammenhang zwischen Körper und Geschlecht derart, daß beide unmittelbar zusammenfallen. 3. Als dinghaftes Gebilde ist der Körper ein Verweis darauf, von jedermann gesehen werden zu können.⁹ Durch diesen Bezug auf ein

⁸ Das Faktum der Binarität scheint nahezu universell zu sein (vgl. Whitehead 1981: 110), ohne daß allerdings allgemein feststünde, welche Inhalte sie im einzelnen hat. (Vgl. Ortner/Whitehead 1981: 1)

⁹ Dieser Gedanke geht auf Plessner zurück, der die These entwickelt, daß mit der exzentrischen Position die Gleichursprünglichkeit von Subjektivität, Intersubjektivität und Dingwelt gegeben ist, d. h. Mitwelt, Individuum und Dingwelt sind nicht aufeinander rückführbar, sondern ihrerseits fundiert in der Exzentrizität. Ein Ding ist also nur für ein Individuum ein Ding, das sowohl sich als auch dieses von der Mitwelt her erfährt. Das Faktum der Dinghaftigkeit ist nach Plessner also nicht von der Intersubjektivität zu trennen. Demnach ist ein Ding auch dann noch als sozial konstituiert zu verstehen, wenn es in jeder Kultur als das gleiche gesehen würde. Für die Theorie der Geschlechtskonstruktion hat das also die Konsequenz, daß der Geschlechtskörper auch dann noch als sozial

Jedermanns-Sehen erhält der Geschlechtskörper Macht gegenüber der individuellen Wahrnehmung.

Während es zuerst um das Wahrnehmen geht, steht danach der wahrgenommene Körper im Mittelpunkt und damit das Problem, wie der Geschlechtskörper im Sehen zeichentheoretisch konstituiert wird. Die Analyse des Sehens haben Kessler/McKenna (1978) und Hirschauer (1993) unter dem Titel der »Geschlechtsattribution« durchgeführt. Mir ist es dagegen zunächst um die Beschreibung des gesehenen Gegenstandes zu tun.

Wenn man einmal von besonderen öffentlichen Situationen, wie etwa Sauna oder FKK-Stränden absieht, ist der nackte Körper in unserer Kultur nur in intimen Situationen sichtbar: Die transsexuelle Frau Petra¹⁰, die noch keine genitalverändernde Operation hat durchführen lassen, hat einige Zeit im Bereich der heterosexuellen Prostitution in einem Club gearbeitet, mit dessen Geschäftsführerin sie eine Liebesbeziehung unterhielt, die von beiden als homosexuelle Beziehung erlebt wurde. Petra ist für ihre Freundin Brigitte also eine Frau, die Penis und Hoden statt Vulva und Vagina hat. Man kann daher zumindest von einer starken affektiven Neigung seitens der Freundin Petras ausgehen, deren »männliche« Genitalien nicht als solche wahrzunehmen; trotzdem kommt es im Berufsalltag der beiden zu folgender Begebenheit.

PETRA: *Wir hatten mit dem Gast 'n Dreier vereinbart (X)¹¹ und sie hatte abkassiert, geht raus und ich hatte in der Zwischenzeit angefangen und sie kam rein und macht die Tür auf und macht sie nur so weit auf, daß sie nur unsere Unterkörper sah – stockte – und kam rein. Und ich frag sie später, du sahst vorher aus, als wärste nackt aufm Ku'damm erwischt worden oder was. (Mit veränderter*

konstituiert anzusehen wäre, wenn sich herausstellen sollte, daß er universell, d. h. in jeder Kultur, das Geschlecht bedeutet.

¹⁰ Die Namen der InterviewpartnerInnen sind anonymisiert. Je nachdem, ob im Interview »Du« oder »Sie« als Anrede verwendet wurde, benutze ich bei der Bezugnahme auf die Interviewten einen Vor- oder Nachnamen.

¹¹ Von mir verwendete Transkriptionszeichen: »(X)« steht für verständnisbestätigendes »mhmm« meinerseits; Hervorhebung steht für betont gesprochene Passagen; »... 3« steht für eine Sprechpause, die Zahl bedeutet deren Länge in Sekunden; »...« weisen auf eine ausgelassene Passage hin.

Stimme, um die Freundin nachzuahmen:) »Ja – furchtbar, ich bin vorhin da rein gekommen, hab euch beide da gesehen – von euch beiden nur die Unterkörper, da dachte ich im ersten Moment, ich bin verkehrt.« (X) *Weißt halt so, sie hat das überhaupt nicht mit mir in Verbindung gebracht.*

Mir kommt es auf zwei Dinge an: Einmal auf die beiden Sichtweisen auf Petras Körper, die durch die halb und die ganz geöffnete Tür sinnfällig werden, und zum anderen auf die offensichtliche Irritation Brigittes, als sie sieht, was ihr doch eigentlich bekannt sein müßte, daß Petra nämlich Penis und Hoden statt Vulva und Vagina hat.

Den Sichtweisen, die durch die halb und die ganz geöffnete Tür markiert werden, entsprechen zwei Körper. Durch die halbgeöffnete Tür sieht Brigitte zwei anonyme Unterkörper, durch die ganz geöffnete Tür sieht sie die Freundin Petra, die mit einem Kunden bei der Arbeit ist. Der anonyme Unterkörper kann mit der Freundin nicht in Verbindung gebracht werden, d. h., es handelt sich um einen männlichen. Diese Feststellung zerfällt in zwei Momente: 1. Die gesehene Unterkörper sind Dinge, deren Form von jedem und jeder gesehen werden können. 2. Die körperliche Form bedeutet Mann.

Das erste Moment verweist auf die Schützische »Generalthese der wechselseitigen Perspektiven«. Diese faßt die »Vertauschbarkeit der Standpunkte« und die »Kongruenz der Relevanzsysteme« zusammen (Schütz/Luckmann 1979: 88 ff.). Die Vertauschbarkeit der Standpunkte meint, daß einE andereR, wäre er/sie an meiner Stelle, den Gegenstand genauso sähe, wie ich es tue. Wenn wir in dieser Perspektive auch mit kongruenten Relevanzsystemen sehen, ist es sicher, daß wir auch die Dinge und ihre Eigenschaften in identischer Weise sehen. Die These von der Kongruenz der Relevanzsysteme leitet unmerklich zum zweiten Moment über. Denn mit Penis und Hoden sieht Brigitte nicht nur eine körperliche Form. Wie die spontane Irritation von Brigitte zeigt, ist die Bedeutung unmittelbar in die Form eingelassen. Sogar sie, die Petra als Frau begehrt, kann sich der Macht der in das Körperding eingelassenen Zeichenhaftigkeit nicht entziehen. Das Sehen der zwei Unterkörper macht es ad hoc evident, daß hier zwei Männer sind.

Der Körper ist ein Ding und zugleich ein Zeichen; da die Zeichenhaftigkeit unmittelbar mit seiner Konstitution als Ding zusammen-

fällt, erhält die Zeichenhaftigkeit die gleiche Objektivität, die dem Körper als Ding zukommt. Es ist also nicht nur so, daß da ein nicht näher definierbarer Körper angenommen werden muß, der konkret nur innerhalb einer kulturellen Zeichenrealität beschrieben werden kann (vgl. Hirschauer 1989: 112), sondern so, daß die kulturelle Zeichenrealität selbst zum Ding wird. Mit anderen Worten, die Art, wie der Körper ein Zeichen ist, wird wesentlich dadurch bestimmt, daß er ein Ding ist, d. h., indem der Körper zum Zeichen wird, unterliegt die Zeichenhaftigkeit ihrerseits einer Objektivierung. Diesen Sachverhalt bezeichne ich mit dem Terminus objektiviertes Geschlecht bzw. Geschlechtskörper. Während die ethnomethodologischen Studien den Akzent darauf legten, zwischen Zeichenhaftigkeit des Körpers (den »kulturellen Genitalien«; Garfinkel 1967: 127) und seiner Dinghaftigkeit zu unterscheiden, kommt es mir darauf an, daß man einen wesentlichen Aspekt der Zeichenhaftigkeit des Körpers übergeht, wenn man nicht deren unmittelbaren Zusammenhang mit seiner Dinghaftigkeit berücksichtigt.

Weil ihr Körper ihr Geschlecht objektiviert, fürchten sich nicht-operierte Transsexuelle davor, nackt gesehen zu werden, ohne daß die betreffende Person ihnen gewogen ist. Es ist die Angst vor einem gleichgültigen¹² Blick, die sie umtreibt. Denn vor diesem Blick bedeutet ihr Körper das Geschlecht, ohne daß sie noch einen Einspruch wagen könnten.

In ähnlicher Weise wie bei der Sichtbarkeit von Penis und Hoden oder Vulva wirkt der erwachsene Körper im Bereich der Brust. Es ist die durchgängige Erfahrung von transsexuellen Männern, daß sie ihre Brust verbergen müssen, wenn sie als Mann wirken wollen.

NIKLAS: und dann halt die Brust, das war halt immer so, daß das halt auch einfach vom Optischen her halt so das erste ist, wo man halt guckt, ist das jetzt Mann oder Frau.

Dadurch, daß jemand einen Geschlechtskörper, bzw. ein objektiviertes Geschlecht hat, ist er immer schon in ein soziales Ausdrucksverhältnis eingelassen. Einen Geschlechtskörper zu haben, heißt, sein eigenes Geschlecht schon dargestellt zu haben, noch bevor man

12 Gleichgültigkeit bedeutet in diesem Zusammenhang nicht affektfrei, wie sich im weiteren zeigen wird.

in einer Situation eine Geste gemacht, einen Blick geworfen oder ein Wort gesprochen hat. Dabei ist es fast unerheblich, ob jemand tatsächlich etwas gesehen hat. Es reicht, potentiell sichtbar zu sein (vgl. Lindemann 1990).

In unserer Gesellschaft wird es Individuen massiv zugemutet, ihr objektivierte Geschlecht subjektiv zu sein. Um dieses Phänomen zu verstehen, ist es erforderlich, die Rolle des Körpers in der Interaktion zu beschreiben. Der soziale Druck funktioniert dabei vermittels des Hier-Jetzt-Prinzips der leiblichen Erfahrung; dieses ist zwar aufgrund der Exzentrizität aufgebrochen, kann aber nicht gänzlich durchbrochen werden. Das wäre nur dann möglich, wenn die Exzentrizität nicht in einer unauflösbaren Spannung zur Zentrizität stünde. Könnte sich eine Person tatsächlich radikal von ihrer Gegenwart, dem leiblichen Hier-Jetzt, distanzieren, wäre sie weitgehend einer sozialen Kontrolle entzogen und könnte für sich in einer nur für sie existierenden Welt alles mögliche sein. Da das Hier-Jetzt aber auch in der exzentrischen Position nicht gänzlich durchbrochen werden kann, wird das Reale lediglich durch das Mögliche relativiert. Ich bin hier als diese und jene Person, *könnte* aber auch woanders und jemand anderes sein, aber ich *kann* nicht.¹³ Es ist u. a. die leibliche Interaktion, die dies Ausweichen ins Imaginäre verhindert, indem sie als Zwang zur subjektiven Präsenz in der jeweiligen Situation wirkt.¹⁴ Das hat zur Konsequenz, daß jemand das Geschlecht sein muß, das ihm/ihr der eigene Körper bedeutet – jedenfalls dann, wenn dieser sichtbar ist.

Der transsexuelle Mann Felix versucht, sich dieser Zumutung weitgehend zu entziehen, scheitert aber letztlich doch an dem Zwang zur subjektiven Präsenz.

FELIX: *Das gab früher mal ne Zeit, das war 14/15, da habe ich mich an den Strand gelegt und hatte ne Turnhose an . . . 1, ja und das wars (lacht) und dann habe ich mich gewundert, warum alle Leute unheimlich pikiert auf mich gucken und das war für mich völlig klar, ich*

13 Zum Zusammenhang von Exzentrizität und Möglichem vgl. Plessner (1976c).

14 Es gibt unmittelbare leibliche Erfahrungen wie etwa den Schmerz, die eine ähnliche Wirkung haben, insofern Individuen in diesen Erlebnissen unleugbar evident wird, daß sie hier und jetzt real da sind (vgl. Schmitz 1964).

hab keine Brüste. Ich hab mir das regelrecht ausgedet ja, . . . und dann haben mich andere Leute wieder darauf aufmerksam (lachend:) gemacht, daß es ja doch da ist, . . . ich hab se nicht mehr gesehen, ich hab gesagt, ich hab se nich (X) und es gehört nich zu mir und . . . 1 ich glaub in der Zeit war ich unheimlich glücklich, weil ich da inner totalen Phantasiewelt gelebt habe (X) und das war okay für mich . . . 1 und dann kam der große Knall und dann wußte ich wieder, es is da.

Bei Felix' Rückzug in eine »Phantasiewelt« lassen sich zwei Momente unterscheiden. Zum einen vermeint er, einen weiblichen Geschlechtskörper zu haben. Zum anderen versucht er, die unmittelbare leibliche Beziehung zur Umwelt aufzulösen, indem er anstrebt, sich von den pikierten Blicken anonym anderer nicht betreffen zu lassen. In letzter Konsequenz ließe das darauf hinaus, das leibliche Prinzip des Hier-Jetzt völlig zu durchbrechen und gewissermaßen jenseits des weiblichen Geschlechtskörpers ein anderes Geschlecht zu sein. Genau daran scheitert er, er kann sich dem sozialen Druck nicht entziehen, der – ohne jede Anwendung physischer Gewalt – einzig dadurch wirkt, daß die anderen ihn sozusagen in eine reale leibliche Interaktion zwingen. Es gibt einen »Knall«, und Felix ist wieder hier und jetzt präsent. In der leiblichen Interaktion sind die Individuen an das Hier-Jetzt gebunden und damit sozialen Kontrollen unmittelbar ausgesetzt. Das sozial verfaßte objektivierte Geschlecht bewirkt in der Verschränkung mit dem Leib wie von selbst, daß eine Person sich als das Geschlecht realisiert, das der Körper bedeutet.¹⁵

Im Phänomen der Körperscham wird der Zusammenhang zwischen Symbolik des Körpers und dem Leib besonders deutlich. In der Scham wird die geschlechtliche Signifikanz des Körpers entsprechend den Vorschriften bezüglich seiner Bedeckung unleugbar zu einer leiblich-affektiven Wirklichkeit, denn die Scham akzentuiert

15 Die Massivität der Zumutung, das Geschlecht des eigenen Körpers zu sein, ist also zunächst ein Problem der körperlich-leiblichen Realität. Erst wenn diese Erfahrungsdimension beschrieben ist, kann man sozialisationstheoretisch argumentieren, um diesen Zwang zu erklären, da man erst dann das Phänomen erkennt, dessen Genese es zu verstehen gilt. Gildemeister argumentiert ähnlich, wenn sie versucht, die These der Geschlechtskonstruktion in die Sozialisationstheorie einzuarbeiten: »Geschlechtlichkeit selber ist die Dimension, die angeeignet werden muß« (1992: 234).

drastisch die Erfahrung, hier und jetzt als diese bestimmte Person real da zu sein¹⁶ – aber in einer unangemessenen Weise.

FELIX: *Meine Eltern hatten einen Garten, da bin ich denn auch immer in einer Turnhose rumgelaufen als Kind und dann kam irgendwann die Zeit, wo meine Mutter sagte, ich kauf dir jetzt mal n Bikini, ... die Nachbarn haben sich schon aufgeregt über mich ... und den habe ich denn einen Tag angehabt und dann war irgendwie alles zu spät, dann bin ich nur noch mit ganz vielen Sachen rumgelaufen und hab mich irgendwie total geschämt und kam mir total fehl am Platze vor.*

In dieser Darstellung wird zum einen deutlich, wie in der gewöhnlichen Körperscham der Körper geschlechtlich-sexuell bedeutsam gemacht wird – die Brust muß bedeckt werden – und zum anderen die spezifische Körperscham von Transsexuellen, die sich gerade des durch die Bedeckungsvorschriften signifikant gemachten Körpers schämen – die Körperform wird insgesamt unter »ganz vielen Sachen« versteckt.

Vor diesem Hintergrund läßt sich die Kritik der Ethnomethodologie präzisieren. Garfinkel hatte mit dem Konzept der kulturellen Genitalien unter anderem darauf hingewiesen, daß die Geschlechtsorgane nicht nur das Geschlecht einer Person bedeuten, sondern dieser auch das Recht geben, einen geschlechtlichen Status zu beanspruchen, sowie die Pflicht auferlegen, sich dementsprechend zu verhalten (vgl. Garfinkel 1967c: 123 ff.). Damit die einzelnen sich entsprechend der Symbolik der kulturellen Genitalien als eine »self-same person« (Garfinkel 1967c: 182) mit einem gleichbleibenden Geschlecht hervorbringen, muß das konstruktive Tun allerdings von einer zuständigen Erfahrung dessen getragen werden, was die einzelnen leiblich-affektiv sind. Wenn es ihnen gelingt, sich davon erfolgreich zu distanzieren, besteht die Gefahr, daß sie sich aus der »natürlichen und moralischen« (Garfinkel 1967c: 124) Geschlechterordnung in private Welten flüchten, und die Moral bzw. die soziale Ordnung hätten das Nachsehen.

Die bisherige Analyse stellte die Relevanz des passiven Eingebundenseins ins soziale Feld für die Erfahrung des Wahrgenommenwerdens

16 Zur leiblichen Struktur der Scham vgl. Schmitz (1973: 42 f.).

und der darin gegebenen Realisierung des eigenen Geschlechts in den Vordergrund. Welche Bedeutung hat nun die zuständige Leib-erfahrung für die Wahrnehmung anderer?

Die positionale Umweltbeziehung hat eine doppelte Richtung, sie geht vom leiblichen Selbst auf das Feld und im Gegensinne zu ihm zurück (vgl. Plessner 1975: 131). In der Exzentrizität ist diese Struktur kompliziert, da es sowohl ein Erleben des Erlebens der Umwelt gibt als auch ein Erleben der eigenen Zuständigkeit. Bezogen auf die interaktive Hervorbringung des Geschlechts heißt das, daß es nicht nur ein Geschlecht für andere gibt, sondern daß sich eine Person auch als ein Geschlecht erlebt, wenn sie sich auf die Umwelt bezieht und andere als ein Geschlecht wahrnimmt. Demnach ist das Geschlecht zwar eine interaktiv wechselseitig verliehene Realität (vgl. Hirschauer 1989: 113), aber das Verleihen erfolgt jeweils von einer vergeschlechtlichten Position aus.

Dies gibt der Gegebenheitsweise von Personen einen doppelten Akzent. Es werden einerseits Männer oder Frauen wahrgenommen und andererseits gleich- und verschiedengeschlechtliche Individuen; denn nur wenn sich eine Person als ein Geschlecht auf die Umwelt richtet, kann es eine spontane Evidenz von Individuen geben, die geschlechtlich von ihr verschieden sind bzw. ihr gleichen. In der Verleiblichung wird aus dem binären System von Mann und Frau ein System von Gleich- und Verschiedengeschlechtlichkeit.¹⁷

Die Verleiblichung der Binarität, d. h. deren Subjektivierung, überschneidet sich mit den Grundkategorien des sexuellen Begehrens: unsere Kultur unterscheidet beim Begehren nicht zwischen Frauenliebenden und Männerliebenden, sondern ausgehend von der subjektiven Begehrensposition zwischen Homo- und Heterosexualität¹⁸, d. h., das eigene Geschlecht ist konstitutiv für die Art des Begehrens. Umgekehrt ist das Begehren als leiblich-affektive Struktur ebenfalls konstitutiv für die Wahrnehmung anderer und seiner selbst

17 Vgl. hierzu auch Tyrell, der allerdings nicht von Verleiblichung, sondern psychologisierend von »(Selbst-)Identifizierung« (1986: 469) spricht.

18 Statt von Heterosexualität zu reden, wäre es sicher angemessener, von selbstverständlichem Begehren zu sprechen, denn als ausgearbeitete Kategorie bzw. alltäglich relevante Selbstbezeichnung gibt es Heterosexualität nicht.

als ein Geschlecht. Sexuelles Begehren, Evidenz des eigenen Geschlechts und die Wahrnehmung des Geschlechts anderer bedingen also einander wechselseitig.

Zunächst soll die Analyse einer Situationsbeschreibung vorgestellt werden – der Erstbegegnung eines Therapeuten mit einer transsexuellen Frau –, in der das Begehren explizit eine Rolle spielt, um dann die protentionale¹⁹ Gegenwart des Begehrens in Situationen aufzuzeigen, in denen es keine explizite Bedeutung hat.

THERAPEUT: *Eines Tages war in der sexualmedizinischen Ambulanz, in der ich damals arbeitete, eine muntere alte Dame erschienen. Ich war etwas überrascht, denn sie war in der Anmeldung als Herr X registriert worden. ... Sie begann heftig zu flirten, schlug ihre Beine verführerisch übereinander. ... Sie sagte zu mir, sie müsse mir ein Geständnis machen: Es sei heute das erste Mal in ihrem Leben, daß sie »so« – als Frau – auf die Straße ginge. Ihr ganzes Leben lang habe sie nur innerhalb ihrer Wohnung als Frau gelebt. Sie war sehr bewegt; die Tränen flossen ihr die Wangen herab, und ich sah in einer Mischung aus tiefer Rührung und tiefem Entsetzen den alten Mann vor mir sitzen, der sie war (Reiche 1990: 153). (Bei dieser Begegnung erlebt der Therapeut einen, GL) Affekt, der mir damals sehr zu schaffen gemacht hatte. Hatte ich mit dem alten Mann doch die höchst verwirrende Erfahrung gemacht, daß ich empfänglich war für den heftigen erotisierenden Auftritt einer alten Frau, die nicht einmal eine Frau war. Einen Moment lang hatte ich damals gefühlt, ich würde schamhaft erröten. Ich hatte mir das später so erklärt: Ich war in den Bann der Erotisierung gezogen worden, der durch die Schubkraft der »Pubertät« ausgelöst wurde, die bei diesem Mann sich eine jahrzehntelang aufgestaute Bahn schaffte, als er am frühen Morgen zum erstenmal in seinem Leben als Frau aus dem Haus ging. (Reiche 1990: 158).*

Die Schilderung zeigt eine genaue Entsprechung zwischen Eigenwahrnehmung und Wahrnehmung der anderen. »Sie« tritt erotisierend auf, und »er« ist erotisiert, d. h., der Therapeut realisiert das erotische Auftreten der anderen, indem er es an sich als erotisierende Wirkung erlebt. Somit erlebt er die ihm begegnende Person als Frau, indem er sich als begehrenden Mann erlebt. Der Affekt, den der The-

¹⁹ Zum Begriff der Protention vgl. Husserl (1976: 143).

rapeut an sich wahrnimmt, ist zwar irgendwie nicht legitim, sonst wäre der Anflug von Scham unverständlich, aber er erlebt ihn als einen realen Affekt. Diese Erfahrung seiner eigenen Realität setzt automatisch ein reales Gegenüber: Er nimmt eine wirklich muntere alte Dame wahr und selbst nach deren »Geständnis«, keine zu sein, fordert es gewissermaßen die Evidenz des eigenen Affekts von dem Therapeuten, daß er keiner bloßen Fiktion erlag, sondern in den »Bann« einer Erotisierung geschlagen wurde, deren Kraft sich einer wirklichen pubertären »Schubkraft« verdankt.

In dieser Begegnung findet etwas statt, das man als »Einhaken« bezeichnen könnte. Der Therapeut ist nicht seiner selbst mächtig, sondern sein Gegenüber greift in ihn ein. Dies meint nicht einen virtuellen inneren Raum, in dem sich die Seele oder ein psychischer Apparat aufhält. Es geht um die Binnenerfahrung des eigenen Leibes, es ist nicht die Psyche, die »schamhaft erröten« könnte, und es ist unwahrscheinlich, daß der Therapeut durch einen raschen Blick in den Spiegel den Rötograd seiner Gesichtshaut kontrolliert hat. Vielmehr verspürt er eine heftige leibliche und affektive Erregung.²⁰ Aufgrund der Entsprechung von affektiv wahrgenommenem Objekt und dem affektiven Zustand des Wahrnehmenden scheint es mir unwahrscheinlich zu sein, daß die Erregung eine Reaktion auf eine Gestaltwahrnehmung ist; eher wird der Gegenstand erst in und durch die Erregung zu dem, was für ihn erotisch bedeutungsvoll ist. Es handelt sich um eine spontane, explizit erotische geschlechtliche Polarisierung der Situation, in der es kein Nacheinander im Sinne einer Reaktion auf etwas gibt. Die Gleichzeitigkeit dieser Polarisierung ist der Gleichzeitigkeit von Bewegungen vergleichbar, die Buytendijk (1956: 26) etwa beim Aufeinanderbezogensein kämpfender Tiere festgestellt hat. Es ist auch in der filmischen Rekonstruktion der Bewegungsabläufe nicht möglich zu unterscheiden, welches der beiden Tiere zuerst eine Bewegung gemacht hat.²¹ Dies ist ein empirischer

²⁰ Zur Differenz von leiblicher und körperlicher Erregung und der Bedeutung der ersteren für die Emotion vgl. Sartre (1982: 304 f.) und Schmitz (1969: 153).

²¹ Zur Beschleunigung der Kommunikation durch den Körper – verstanden als Leib im Sinne der Phänomenologie – vgl. auch Luhmann (1991: 336).

Beleg für die Plessnersche Auffassung des Bewußtseins als sphärische Einheit von leiblichem Selbst und Umwelt. In meinem Beispiel geht es nun nicht um die Gleichzeitigkeit von Wahrnehmung und Verhalten, sondern um die Gleichzeitigkeit von Wahrnehmung und leiblich-affektivem Zustand.

Diese Form der Evidenz des Geschlechts anderer, bei der die anderen von der eigenen Geschlechtsposition aus als Geschlecht wahrgenommen werden, ist auch möglich, ohne ein konkretes Begehren gegenüber der wahrgenommenen Person zu spüren. Die folgende Schilderung ist die eines nicht-transsexuellen Mannes – Norbert –, der in einem Filmstudio arbeitet und die dortige Erstbegegnung mit einer Regisseurin, einer transsexuellen Frau, beschreibt. Norbert wußte nicht, daß die Regisseurin transsexuell ist, und der Inhalt des Films, an dem beide arbeiteten, legte eine solche Vermutung auch nicht nahe.

NORBERT: *Im letzten Jahr begegnete ich einer Transsexuellen, Uli, sie kam geradewegs in den Raum, in dem ich arbeitete. Es war niemand anders in dem Raum und Uli wußte sofort, wer ich war, sie hatte erwartet, mich dort zu finden. Aus diesem Grund war unser Augenkontakt unmittelbar, sie sagte »Hallo, ich bin Uli, du mußt Norbert sein«, und ich glaube, wir haben uns die Hand gegeben. Irgendwann in diesen ersten Sekunden, jedenfalls bevor wir uns die Hand gaben, realisierte ich, daß sie transsexuell war.*

Für Norbert war dabei das entscheidende der Blickkontakt.

NORBERT: *Ich kann nur sagen, wie sich der Unterschied beim Blickkontakt mit Männern und Frauen anfühlt, es ist einfach eine Sache der sexuellen Attraktion. Einer Frau in die Augen zu sehen, macht etwas anderes mit mir als einem Mann in die Augen zu sehen.*

Diese Wahrnehmungsbeschreibung ist extrem komplex. Zum näheren Verständnis muß man noch hinzufügen, daß Norbert an anderer Stelle explizit ausschließt, daß er die Transsexualität Ulis an den als üblich geltenden Indikatoren wie Größe der Hände oder Stimme erkannt hat. Man muß also sowohl verstehen, wie er die Weiblichkeit Ulis erkannt hat als auch ihre Männlichkeit und zwar in dem Mischungsverhältnis: transsexuelle Frau und nicht etwa transsexueller Mann.

Beginnen wir mit der Wahrnehmung des Blicks. Uli und Norbert

sehen sich an, der Blick setzt sie von optischen Erscheinungen in Kenntnis, und zugleich wirkt der Blick selbst auf Norbert in einer Weise, die ihn affektiv berührt. Norbert erlebt sich selbst, indem er sich – sein eigenes Befinden – von Uli her versteht. Oder anders: Er läßt sich von Ulis Blick treffen und versteht diesen Blick, indem er versteht, wie er von ihm getroffen wird. Es ist die Evidenz des eigenen Gefühls, besser des eigenen affektiven Zustandes, die es für Norbert unmöglich macht, in Uli eine Frau zu sehen. Diese Evidenz kontrastiert mit der Wahrnehmung von Ulis visueller Erscheinung, die weiblich ist. Norbert spricht von einer Gestaltwahrnehmung ihrer Weiblichkeit. Er ist sich allerdings nicht ganz sicher, welchen Stellenwert diese Wahrnehmung hat.

NORBERT: *Ich kann nicht sagen, ob ich den zweiten Teil des Ablaufs – die Gestaltwahrnehmung der Weiblichkeit – wirklich erinnere oder ob ich mir das hinterher nur eingebildet habe. Ich kann nur versichern, daß ich Ulis Körper oder ihre Stimme nicht separat wahrgenommen habe, weil ich in den folgenden Tagen wirklich einige Zweifel über meine anfängliche Schlußfolgerung hatte. D. h., daß ich diese einzelnen Zeichen weder in der einen noch in der anderen Richtung völlig sicher finde. Es war immer nach einem Blickkontakt, wenn ich überzeugt war, daß ich anfangs richtig gelegen habe.*

Das Interessante bei dieser Beschreibung ist das Schicksal der Gestaltwahrnehmung. Zunächst gibt es den Kontrast zwischen der Erfahrung von Ulis Blick und der weiblichen Gestalt. Dabei dominiert die Erfahrung des Sich-gegenseitig-Anblickens die Gestaltwahrnehmung. Diesen Kontrast macht sich Norbert verständlich, indem er Uli für transsexuell hält.

Im weiteren erschüttert die Gestaltwahrnehmung die anfängliche Gewißheit, daß Uli transsexuell ist, d. h., die Gestaltwahrnehmung liefert die gleiche Evidenz wie die Erfahrung von Ulis Blick. Das kann nur heißen, daß Ulis Gestalt Norbert in der gleichen Weise affektiv berührt wie vorher der Blick. Demnach ist die Gestalt wie der Ort, von dem der Blick sich auf ihn richtet, etwas, von dem her Norbert sich in seiner leiblich affektiven Befindlichkeit versteht.²² Um mit

²² Vgl. die These von Schmitz (1966: 37), daß die Wahrnehmung von Gestalten die Wahrnehmung von Gestaltverläufen ist.

dieser Irritation umzugehen, sieht Norbert ganz genau hin. Er prüft die Hände, sucht vielleicht den Hals nach einem Adamsapfel ab, horcht auf die Stimme. Uli zerfällt unter seinem Blick in einzelne »Geschlechtszeichen«. Aber je analytischer der Blick wird, um so weniger eindeutig werden die Zeichen. Dann hat Norbert wieder Blickkontakt mit Uli, d. h., die einzelnen Geschlechtszeichen werden erneut zusammengefaßt in eine intentionale Gerichtetheit auf die Umgebung hin. In dem Moment, wo Norbert von dieser Richtung getroffen wird, stellt sich wieder die anfängliche Evidenz von Ulis Geschlecht her. Es ist also wieder die eigene affektive Beteiligung bei der Wahrnehmung, die Norbert Gewißheit über das Geschlecht von Uli gibt.

Das Begehren ist nicht durch eine binäre Klassifikation von Personen, d. h. Objekten, sondern durch eine Binarität von Relationen gekennzeichnet: Es werden solche gleichgeschlechtlicher von solchen verschiedengeschlechtlicher Art unterschieden. Norberts Schilderung legt es nun nahe, daß die Unterscheidung von Personen nach ihrem Geschlecht den einzelnen als Unterscheidung von Begehrenrelationen im Leibe sitzt. Er fühlt, daß Uli keine Frau ist, indem er sich in der leiblichen Relation zu ihr als Gleicher erlebt; dies realisiert er für sich als leibliche Erfahrung des Nichtbegehrens. Sein Schwanken bezüglich Ulis Geschlechtszugehörigkeit wäre demnach buchstäblich als Schwanken des leiblichen Selbsterlebens im Sinne eines Schwankens zwischen Begehrenrelationen zu verstehen. Nicht den Augen, sondern den Blicken kommt dabei eine besondere Rolle zu, weil sie besonders geeignet erscheinen, die Strukturen von Relationen zu verdeutlichen.

In der Wahrnehmung steht die Binarität der Geschlechter und die Binarität der Begehrenrelationen in einem Verhältnis wechselseitiger Fundierung, denn die erlebte Differenz zwischen homo- und heterosexuellen Relationen hat die Geschlechterunterscheidung einerseits zur Folge, setzt sie andererseits aber in Form der Annahme einer strikten Binarität von wahrgenommenen Menschen voraus. Diese Sachverhalte lassen sich mit Bezug auf die exzentrische Positionalität genauer beschreiben.

Beim Begehren handelt es sich um eine leibliche Beziehung zu anderen, die, indem sie exzentrisch aufgebrochen ist, auf eine zwei-

fache Weise mit kulturell strukturierten Oppositionen besetzt ist. Zum einen als Erleben des eigenen Leibes, der in einem geschlechtlich binär codierten Körper verschränkt ist. Zum anderen als Erleben einer anderen Person, die nicht nur begehrt ist, sondern auch als eine bestimmte Person mit einem bestimmten Geschlecht, das ebenfalls in einer binären Opposition steht, wahrgenommen wird. Da die Wahrnehmung anderer immer mit einer Wahrnehmung seiner selbst einhergeht, wird die Geschlechterbinarität als leibliche Relation im Sinne von Gleich- und Verschiedengeschlechtlichkeit codiert. Auf diese Weise wird die Evidenz des eigenen Geschlechts abhängig von der eigenen Position im System geschlechtlicher Gleich- und Verschiedenheit, denn dieses sitzt in Form des Begehrens ebenso unter der Haut wie die Binarität der Körper in der Verschränkung von Körper und Leib.

Das Interessante an Norberts Darstellung ist nun der Hinweis auf die graduelle Abstufung der Intensität des Begehrens als leiblicher Wirklichkeit. Es kann mehr oder weniger intensiv sein und damit die Interaktion mehr oder weniger intensiv auf das System von Gleich- und Verschiedengeschlechtlichkeit beziehen. Zugleich ist seine Schilderung aber auch ein Indiz dafür, wie unwahrscheinlich es ist, daß die Relation von Gleich- und Verschiedenheit gänzlich aus den Leibern verschwindet.

Sartre (1982) hatte, einen Gedanken von James aufgreifend, »Emotionen« von »feineren Emotionen« unterschieden. Die Differenz zwischen beiden besteht in der Intensität der leiblichen Erregung und der Struktur der affektiven Eigenschaften, durch die das Objekt charakterisiert ist.²³ Bei der Emotion ist die leibliche Erregung intensiv und die affektiven Eigenschaften sind gegenwärtige Qualitäten des Objekts. Der Struktur nach läßt sich dies mit der oben beschriebenen Begegnung zwischen dem Therapeuten und der transsexuellen Frau vergleichen. Bei der »feineren Emotion« dagegen ist die leibliche Erregtheit unter Umständen nur minimal, dergleichen machen die affektiven Eigenschaften eine Veränderung durch, sie sind nicht gegenwärtig vorhanden, sondern werden als solche er-

23 Für eine Analyse des Zusammenhangs von affektiven Eigenschaften und Gegenstand vgl. auch Sartre (1971: 131 f.).

faßt, die sich erst zukünftig entfalten. »Die feinere Emotion erfährt keineswegs eine leichte Unannehmlichkeit, eine verminderte Pracht, eine oberflächliche Schauerlichkeit: es ist eine *geahnte* Unannehmlichkeit, Pracht, Schauerlichkeit, die durch einen Schleier hindurch erfährt wird, [...] der Gegenstand ist da, er wartet, und morgen vielleicht wird der Schleier fallen, werden wir ihn im vollen Licht sehen« (Sartre 1982: 309f.). Auf eine strukturell vergleichbare Weise sind die Begehrensrelationen von Gleich- und Verschiedenheit protentional gegenwärtig. Sie bedürfen lediglich eines vagen Anhalts im Leib, um die Wahrnehmung von Personen mit einem »Schleier« von Gleichheit und Verschiedenheit zu überziehen, wodurch Personen mit so großer Sicherheit als Männer und Frauen erfährt werden.

Die Omnipräsenz der Begehrensrelationen in der Wahrnehmung vorausgesetzt, können sich die beiden Binaritäten wechselseitig verdeutlichen. Die Wahrnehmung von zwei Geschlechtern verdeutlicht, daß es nur gleich- und verschiedengeschlechtliche Begehrensrelationen geben kann, und umgekehrt akzentuieren diese Relationen die Evidenz einer Welt, in der es ausschließlich zwei Geschlechter gibt. Im Endeffekt führt das – wie bei Norbert – zu einer Geschlechterunterscheidung anhand des Begehrens. In der Schilderung der nicht-transsexuellen Frau Sabine werden diese Zusammenhänge noch deutlicher hervorgehoben. Als ich sie frage, ob sie ihre transsexuelle Freundin, Kristina, sexuell attraktiv fände, verneint sie das und gibt dafür folgende Begründung.

SABINE: *Warum, weiß ich nicht, aber vielleicht, weil Kristina schon als Junge überhaupt nicht mein Typ war. Aber ich weiß es nicht. ... 3 Nie, zu Uli eigentlich auch nicht – ich weiß nicht – nein. – Vielleicht liegt's auch mit an der Tatsache, also bei Uli, weil ich Uli ja nur als Mädchen kenne, daß ich eben nicht lesbisch bin. Vielleicht einfach nur deswegen. Und bei Kristina eben – ich fand, er war vorher – er war als Junge nicht mein Typ und als Mädchen für mich uninteressant, weil ich halt nicht lesbisch bin.*

Es gibt in dieser Schilderung zwei Begründungen für sexuelle Nichtattraktivität: Die eine bezieht sich nur auf das System von Gleich- und Verschiedengeschlechtlichkeit, danach scheiden für die heterosexuelle Sabine alle Frauen aus, weil sie »nicht lesbisch« ist, d. h., weil sie das andere Geschlecht begehrt. Die andere differenziert inner-

halb der potentiell in Frage kommenden Gruppe. Bei den Jungen muß Sabine gewissermaßen genauer hinschauen, ob es »mein Typ« ist oder nicht. Eine Differenzierung, die nur bei dem Geschlecht angebracht ist, das als das andere protentional erotisiert wird. Für die transsexuelle Frau Uli, die Sabine spontan als Frau überzeugte, bedarf es nur der ersten Begründung. Bei ihrer Freundin Kristina aber, die sie noch als Mann kannte, bedarf es des erläuternden Zusatzes, daß »sie« als »er« nicht ihr Typ gewesen war. Die größere Sicherheit Sabines bezüglich des Geschlechts von Uli resultiert also daraus, daß sie sicherer in der Binarität der Begehrensrelationen verortet werden kann. Kristina hat ihr Geschlecht dagegen nicht derartig klar und eindeutig, was einer nicht so eindeutigen Begehrensrelation entspricht, die in dem Erfordernis einer zusätzlichen Begründung für das Nichtbegehren explizit wird.

Die transsexuelle Frau Daniela fühlt sich vor der Operation so, als stünde sie zwischen den Geschlechtern; das Unangenehme dieser Situation bringt sie in Zusammenhang mit der zwittrigen Position in den Begehrensrelationen.

DANIELA: *Also man steht nicht richtig hier und man steht nicht richtig da. Also wenn man jetzt, also normale Jungen können sich nicht für einen interessieren. Aber Homosexuelle och irgendwie nich.*

Während bei Norbert die Wahrnehmung zweier distinkter Geschlechter, die klare Position im System von Gleich- und Verschiedengeschlechtlichkeit, d. h. im System der Begehrensrelationen, und die eigene sichere Einordnung als Mann sich gewissermaßen gegenseitig »auf Linie bringen«, wirkt der integrale Zusammenhang dieser Momente bei Daniela sich gegenseitig verstärkend desintegrierend: Ein undeutliches Geschlecht kann auch in den Begehrensrelationen nicht deutlich existieren.

Vor dem Hintergrund dieser Befunde läßt sich der Streit zwischen einem »prototypischen« und einem »indexikalischen« Verständnis von Geschlechtszeichen beilegen. Die Annahme einer prototypischen Geschlechtswahrnehmung geht von einer Hierarchie geschlechtlich bedeutsamer Körpermerkmale (den tertiären Geschlechtsmerkmalen) aus, während eine indexikalische Zeichenwahrnehmung darauf abhebt, daß alle Zeichen gleich zu behandeln seien, ausschlaggebend sei einzig ihr Verweisungs-zusammenhang an

einer Person. Es scheint mir relativ ausgeschlossen zu sein, daß die Geschlechter in der alltäglichen Wahrnehmung nach tertiären Geschlechtsmerkmalen (Busen, Bart etc.) unterschieden werden. Denn alltäglich wird in jeder Situation immer zwischen Geschlechtern unterschieden, auch dann, wenn tertiäre Merkmale uneindeutig oder verdeckt sind. In diese Richtung argumentiert auch Hirschauer (1989); sein Vorschlag, von einer »reflexiven Entzifferung von Geschlechtszeichen« (Hirschauer 1989: 108f.) auszugehen und somit eine Hierarchie der Geschlechtszeichen zu negieren, scheint mir allerdings aus zwei Gründen problematisch. Zum einen, weil der ausschließliche Rekurs auf die Indexikalität nicht mehr erklären kann, wie es überhaupt zu einer Geschlechtswahrnehmung kommt, und zum anderen, weil die Annahme einer Hierarchie von Geschlechtszeichen zwar modifikationsbedürftig ist, aber doch eine erstaunliche empirische Evidenz besitzt, wie die Erfahrungen transsexueller Männer zeigen, die einen großen Busen haben.

Der erste Einwand läßt sich beispielhaft an den Beschreibungen von Norbert ausführen. Er folgt vorübergehend dem Hirschauer'schen Vorschlag und versucht, sich seine »Geschlechtsmerkmale« zusammensuchen (Hirschauer 1989: 109). Doch die Magie der Zeichen, die »gegenseitig ihr ›Geschlecht‹ erzeugen« (Hirschauer 1989: 109), bleibt aus. Auf irgendeine Weise muß der Verweisungszusammenhang der Geschlechtszeichen eine geschlechtliche Richtung erhalten, sonst entsteht keine Geschlechtswahrnehmung. Dies geschieht durch die Weise des leiblichen Ineinanderhakens. Es erscheint mir kaum möglich, den Blickkontakt, der die geschlechtliche Evidenz wieder herstellt, als ein Zeichen unter anderen zu verstehen, denn im Sich-gegenseitig-Anblicken erfahren sich die Blickenden, insofern sie im Blick ineinander verhakt sind: Sie setzen die andere Person von sich insoweit in Kenntnis, als sie sich auf sie beziehen. »Offensichtlich« (Hirschauer) wird ein Geschlecht also nicht für einen ungeschlechtlichen Betrachter, sondern erst für jemanden, der leiblich-affektiv in die Geschlechtswahrnehmung eingebunden ist und sich insofern auf andere im System von Gleich- und Verschiedengeschlechtlichkeit bezieht.²⁴

24 Es ist also nicht nur so, wie Collin meint, daß sich eine affektfrei konstruierte

Damit ist die These einer reflexiven Entzifferung nicht hinfällig, aber die Entzifferung der Zeichen erhält ihre geschlechtliche Bestimmtheit erst ausgehend vom leiblich-affektiven Ineinanderhaken, das bei der Begegnung wie eine Initialzündung der Vergeschlechtlichung funktioniert, die den Rahmen vorgibt, in dem auch – und insofern bleibt die These indexikalischer Wahrnehmung in Geltung – »widerstrebende« Zeichen eingefügt werden können.

Der zweite Einwand richtet sich gegen die Auffassung, daß alle Zeichen beliebig sexuiert, d. h. vergeschlechtlicht, werden können (vgl. Hirschauer 1989: 109). Der üppige Busen eines transsexuellen Mannes kann unter günstigen Umständen zwar desexuiert, d. h. so in die Gestaltwahrnehmung eingeordnet werden, daß die betreffende Person nicht als Frau wahrgenommen wird. Aber dieselbe Körperform kann kaum so vergeschlechtlicht werden, daß *aufgrund* ihrer Wahrnehmung die Person als Mann eingeordnet wird. Das gleiche gilt für den Penis der transsexuellen Frau Petra: Im Rahmen der Beziehung zu ihrer Freundin war er desexuiert, aber er war nie in der Weise sexuiert, daß Petra wegen ihres Penisbesitzes als Frau wahrgenommen wurde. Insofern ist es unsinnig zu behaupten, daß es »wahrscheinlich keine natürliche Grenze für mögliche Geschlechtszeichen« (Hirschauer 1989: 109) gäbe. Es gibt vielmehr eine ganze Reihe kulturell gezogener »natürlicher« Grenzen, denn »sekundäre« und »tertiäre« Geschlechtsmerkmale können zumindest in einer Vielzahl von Kulturen positiv ausschließlich das eine Geschlecht bedeuten und sind bei der Wahrnehmung der Person als das andere Geschlecht lediglich neutralisiert.

In modifizierter Form gilt dies auch für das Sehen des nackten Körpers. Dürr hat auf den engen Zusammenhang von Nacktheit, Begehren und Scham hingewiesen. Bezogen auf die Analyse des objektivierten Geschlechts heißt das: geschlechtlich bedeutungsvoll ist die Körperform im und durch das Begehren, d. h. das leibliche Ineinander-Verhaktsein. Die Ambiguität des Geschlechtskörpers, ein Ding zu sein und zugleich ein Geschlecht zu bedeuten, verweist damit auf

Welt in die Welten freilottender Konstrukteure auflöste (s. o.), sondern es gäbe auch für die Konstrukteure der Welt nur noch mögliche Welt-Konstrukte.

die doppeldeutige Umweltbeziehung der Exzentrizität. Insofern ein Individuum aus der leiblichen Interaktion, d. h. aus der positionalen Mitte, herausgesetzt ist, nimmt es eine prototypische, auf eine binäre Unterscheidung bezogene Körperform wahr²⁵, insofern es in der leiblichen Interaktion aufgeht, erlebt es diese Differenz als Gleichheit und Verschiedenheit.

Der körperliche Leib

Bei den bisherigen Analysen stand die intentionale Gerichtetheit auf die Umwelt im Vordergrund, die passive Leiberfahrung war nur als vage realisierte intensive Erfahrung des objektivierten Geschlechts thematisch. Bei den weiteren Analysen soll es genauer um die geschlechtlich bedeutsame zuständige Erfahrung des eigenen Leibes gehen. Um diese beschreiben zu können, beziehe ich mich auf den Begriff der »Inselstruktur des körperlichen Leibes« von Schmitz (1965: 25).

In der Phänomenologie wird klassischerweise zwischen Leib und Körper unterschieden. Eine Person ist ein Körper, insofern sie an einer bestimmten Raum-Zeit-Stelle ist und damit relativ zu anderen Körpern bestimmt werden kann – vor dem Schreibtisch, neben der Stechpalme usw. Als Leib ist eine Person ein absoluter Ort, ein nicht-relativierbares Hier-Jetzt, d. h., sie ist nicht an einem relativ zu anderen Körpern bestimmbar Ort, sondern sie ist selbst der Ort, von dem allererst räumliche Richtungen ausgehen (vgl. Merleau-Ponty 1966: 125 f.).

Der Terminus »körperlicher Leib« (Schmitz 1965: 26) meint das Phänomen, daß der eigene Leib in relative Orte zerfällt, wenn er von innen gespürt wird, ohne dabei zum Körper zu werden. Der gespürte körperliche Leib, d. h. der zuständlich erfahrene Leib, besteht aus Inseln, die sich ausdehnen, zusammenziehen oder auch ganz verschwinden können. »Leibesinseln« (Schmitz 1965: 27) sind lokali-

²⁵ Die Wahrnehmung eines Körpers als Ding, das vom umgebenden Feld abgehoben ist, erfordert nach Plessner die exzentrische Relativierung des Hier-Jetzt (vgl. 1975: 294 f.).

sierbare Regionen, die relativ zu anderen Regionen bzw. Inseln des Leibes sind. Die Tatsache dieser Relativität macht sie körperlich, aber auch als relative Orte gehören die Leibesinseln noch zum nur exzentrisch relativierten Hier-Jetzt.

Mit Hilfe des Begriffs des körperlichen Leibes lassen sich die »Verschränkung« (Plessner) von objektiviertem Geschlecht und Leib und damit die Probleme, die Transsexuelle vor den operativen Maßnahmen mit ihrem Körper haben, deskriptiv erfassen.

NIKLAS: *Ich habe mich auch nie mit Brüsten gesehen so in meinem Kopf drinne, die war halt, das war halt immer flach und fertig (lacht) ... beim Gehen oder beim Laufen, ich habe das versucht, immer nicht wahrzunehmen, ... aber das war für mich halt mehr so ne Ebene, das irgendwo dann so bewältigen ... und ich hab auch immer, weil ichs, ich hab sie auch nich gesehen ne, ... ich hab se ja nur gesehen, wenn ich an mir runtergeguckt habe, und ansonsten konnten es ja immer nur die anderen sehen, und das war immer so, ... i ja, daß ich halt immer versucht habe, das so zu verdrängen, daß mich andere vielleicht daran dann entsprechend einsortieren, oder ich hab halt auch viel weite Sachen getragen, daß ich halt immer gehofft habe, sie sehens nicht oder so, aber aufgrund dessen, daß meine Brust halt groß war, war es oft auch schwierig, sie zu verstecken, also ... i so zum Beispiel haben da auch manche versucht, sie abzubinden, aber das habe ich also zwei-, dreimal versucht und dann war mir das zu blöd ... (schildert technische Probleme des Brustabbindens), und ich hab halt auch mit den Jahren so gelernt, mich so zu bewegen, denke ich mir, ohne daß ich sie so wahnsinnig jetzt spüre oder halt die Brust selbst dann irgendwie versucht, wenn ich so bewege, kannste halt, daß de nich so gehst (lacht – macht Bewegung, die ein Wippen des Busens provoziert, Brust raus) das jetzt so auffängst die Bewegung (nimmt die Brust zurück, Schultern leicht nach vorn).*

In dieser Schilderung wird der Geschlechtskörper auf dreifache Weise wahrgenommen: Zum einen sieht Niklas selbst den eigenen Busen; er erlebt zweitens, daß er aufgrund seiner Körperform von anderen als Frau wahrgenommen wird, und drittens spürt er den eigenen Busen. Diesen als optische Erscheinung nicht mehr wahrzunehmen, wäre kaum ein Problem für ihn, er bräuchte einfach nicht hinzusehen. Entschieden schwieriger ist es, nicht zu registrieren, daß

die anderen ihn anhand des Busens als Frau wahrnehmen. Für Niklas stellt sich damit das gleiche Problem wie für Felix. Er ist hier und jetzt mit dem Körper verschränkt, den die anderen als einen weiblichen wahrnehmen, und entsprechend ist er im leiblichen Interaktionssystem von Gleich- und Verschiedengeschlechtlichkeit als Frau eingehakt.

Um dies zu vermeiden, stellt er zwei Strategien vor: 1. Die Brust mit Hilfe von Tüchern oder einem elastischen Band abzubinden; 2. sich so zu bewegen, daß er die Eigenbewegung des Busens nicht mehr spürt. Beide Strategien haben einen zweifachen Effekt, sie sollen nach innen – unter die Haut – wirken und nach außen. Wenn Niklas sich ungeschickt bewegt und das Wippen seines Busens spürt, nimmt er nicht die wohlumrissene sichtbare Körperform wahr, sondern es bilden sich zwei genau lokalisierbare »Leibesinseln« (Schmitz) unterhalb der Schlüsselbeine, oberhalb des Bauchs, etwa in der Höhe des Brustbeins. Das Ziel ist, die Bildung dieser Leibesinseln zu verhindern, bzw. zu verhindern, daß sie so »wahnsinnig« deutlich spürbar werden. Dies gilt sowohl für das Brustabbinden als auch für die von Niklas entwickelte Art des Gehens. Denn er führt diese als Konsequenz der Probleme ein, die sich durch das Brustabbinden ergaben.²⁶ Die andere Seite des Busenversteckens ist die Reduktion seiner Sichtbarkeit gegenüber anderen.

Das Interessante ist nun, daß das Gefühl, als Frau wahrgenommen zu werden, mit der Intensität des leiblich erlebten Busens zusammenhängt. Wenn Niklas so geht, daß er seinen Busen spürt, erlebt er sich als Frau wahrgenommen, d. h., er spürt das objektivierte Geschlecht, das er hat, konkret als die leibliche, intensiv erfahrene Realität, die er ist. Die Verschränkung von Körper und Leib strukturiert das gespürte Gefüge der Leibesinseln gemäß der Ordnung des objektivierten Geschlechts. Auf diese Weise kriecht dieses ihm sozusagen unter die Haut und bedeutet ihm von innen, welches Geschlecht er ist. Der die Eigenbewegung des Busens vermeidende Bewegungsstil hat also nicht nur das Ziel, die Vorderansicht des Oberkörpers als eine kompakte Form ohne wiegende Brüste erscheinen zu lassen,

²⁶ Das Brustabbinden nimmt die Brüste als Leibesinseln gewissermaßen in den Brustkasten zurück, wodurch dieser als kompakte Form gespürt werden kann.

sondern auch das Ziel, für Niklas die leibliche Erfahrung seines Frauseins weniger aufdringlich und intensiv zu machen.

Die Verschränkung der geschlechtlich bedeutsamen sicht- und tastbaren Körperform mit dem Spüren des körperlichen Leibes kann dazu führen, daß sich jemand wahrgenommen fühlt, obwohl er gar nichts gemacht hat, was wahrgenommen werden könnte.

VERENA: *Das war – einmal da saß ich aufm Klo, sitze da ganz gemütlich und will pinkeln ... dann kommt noch ne Frau rein – warn öffentliches Klo – und ich hab mich total (leicht gedehnt) erschrocken – was is wenn se was merkt? Die hat dann das Klo neben mir genommen und ... 1 also es war dann bei ihr ziemlich laut, wie se gepinkelt hat, da war ich dann beruhigt. Naja, und dann hab ichs eben auch – einfach laufen lassen.*

Verena, die zu diesem Zeitpunkt noch nicht operiert war, geht auf eine öffentliche Toilette und wähnt sich dort allein. Die einfachste Interpretation wäre es, ihr eine Art »Entdeckungsphantasie« zu unterstellen: Obwohl von ihr weder etwas zu sehen noch zu hören ist, antizipiert sie eine Entdeckung seitens der hereinkommenden Person. Dieses Verständnis setzt voraus, daß in der Struktur von Verenas Erfahrung in jeder Hinsicht klar zwischen Realem und Imaginärem unterschieden werden kann, denn nur dann könnte man davon sprechen, daß es sich um eine Entdeckungsphantasie handelt. Wenn das nicht der Fall ist, würde die Rede von der Entdeckungsphantasie lediglich die Art der Situationskonstruktion verdunkeln. Betrachten wir das genauer.

Die Annahme einer Entdeckungsgefahr bezieht sich auf die hereinkommende Person. Da Verena sofort erschrickt und sich nicht etwa davor fürchtet, beim Hinausgehen als Mann entlarvt zu werden, muß zwischen ihr und der hereinkommenden Person eine irgendwie geartete Beziehung hergestellt sein, die die Gefahr einer Entdeckung sofort evident macht. Um diese Beziehung herauszuarbeiten, ist es erforderlich, die Strukturen der leiblichen Erfahrung des »gemütlich« auf der Toilette Sitzens« und des »sich Erschreckens« eingehender zu beschreiben.

»Gemütlich« auf der Toilette zu sitzen heißt, sich zu entspannen, den eigenen Unterleib zu spüren und irgendwie die Bildung einer Leibesinsel zuzulassen, deren Erfahrung mit dem Urogenitalbereich

des Geschlechtskörpers verschränkt ist. Damit diese Erfahrung überhaupt mit einer Entdeckung zusammengebracht werden kann, muß zweierlei gegeben sein:

1. Die Struktur ihres körperlichen Leibes macht es für Verena zu einer intensiven Realität, daß sie ein Mann ist.
2. Diese Erfahrung bleibt nicht innerhalb ihres Toilettenabteils, sondern beinhaltet eine bestimmte Form, sich auf die Umwelt zu beziehen, die damit ebenfalls als männlich qualifiziert ist. Mit anderen Worten, die anonyme Anwesenheit der Sinne, z. B. vermittels des Hör- und Geruchssinns, in dem gesamten Bereich der Damentoilette ist nicht geschlechtsneutral, sondern männlich. Daraus folgt, daß dem gemütlichen Sitzen ein diffuses, als männlich erlebtes Gerichtetsein auf den umgebenden Toilettenraum entspricht. Jetzt kommt eine zweite Person, wahrscheinlich eine Frau, in den Raum. Blitzartig realisiert Verena das geschlechtlich Unpassende ihrer leiblichen Erfahrung. Da es sich bei dieser aber nicht um ein in sich abgeschlossenes Gegebenes des Leibes handelt, sondern auch darum, sich auf die Umwelt zu beziehen, erlebt Verena sich mit der hereinkommenden Person sofort als in einer leiblichen Interaktion verbunden, d. h., sie beheligt eine Frau auf der Damentoilette mit einer männlichen Präsenz.

Vor diesem Hintergrund läßt sich das Erschrecken als adäquate leibliche Reaktion verstehen. Der Schreck wirkt zusammenziehend, der wahrnehmende leibliche Bezug auf die Umwelt wird gelockert, vielleicht sogar gelöst, d. h., die Gerichtetheit auf die Umgebung bricht zusammen.²⁷ Auf diese Weise wird sofort einerseits die Struktur des körperlichen Leibes verändert, denn das Zusammenziehende des Schrecks verhindert weitgehend, daß bestimmte Regionen des körperlichen Leibes als solche gespürt werden können, d. h. die Leibinsel im Urogenitalbereich hört abrupt auf zu existieren. Andererseits wird der Situationsbezug aufgelöst. Mit anderen Worten, der Schreck läuft auf eine spontane Destruktion der »falschen« leiblich-affektiven Präsenz in der gegebenen Situation hinaus.

Erst nach dieser Unterbrechung des spontanen leiblichen Bezugs, in dem sie sich als männlich erlebte, kommt Verena zu einer realisti-

²⁷ Vgl. hierzu auch Schmitz (1965: 177).

schon Einschätzung der Möglichkeiten, entdeckt zu werden. Sie realisiert, daß sie vor Blicken geschützt ist, also nicht als Mann erkannt werden kann, solange sie sich ruhig verhält. Dann hört sie von nebenan den Klang des Urinierens und kommt zu der Auffassung, daß sie sich nicht durch die Lautstärke des eigenen Urinierens verraten wird. Die Möglichkeit dieser rationalen Situationseinschätzung darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie in einen spontanen, immer schon gegebenen leiblich-affektiven Bezug auf die Umwelt eingebunden ist, der sozusagen nur im nachhinein individuell zu beherrschen ist. Das Problem für Transsexuelle besteht darin, daß die Erfahrung schon auf der leiblich-affektiven Ebene mit geschlechtlichen Bedeutungen durchzogen ist, wobei die erlebte intensive Realität des eigenen Geschlechts unter der Haut und die geschlechtliche Qualifizierung des sich auf die Umwelt-Richtens einander entsprechen. In diesem Sinn lassen sich auch die Entdeckungsbefürchtungen transsexueller Männer verstehen, wenn sie ihren Busen als intensive Realität registrieren. Wenn das der Fall ist, beziehen sie sich subjektiv als Frau auf andere und müssen insofern befürchten, als Frauen entdeckt zu werden.

Das wird noch deutlicher durch die Probleme, die transsexuelle Männer mit den Menses haben. Zunächst einmal gilt es festzuhalten, daß die Menstruation eingebunden ist in ein Wissen um geschlechtlich dichotomisierte Körper.²⁸

RICHARD: *Als die letzte Entwicklung kam, also die Tage, um das mal so deutlich auszudrücken, ... da habe ich das im ersten Augenblick überhaupt nicht gerafft, weil es zu Anfang auch kaum was war. Das habe ich überhaupt nicht richtig mitgekriegt, daß das nu das sein soll.*

GL: *Wußtest du, was auf dich zukommt?*

RICHARD: *Ja, na sicher. Meine Mutter hat mich also sehr früh aufgeklärt. Ich wußte mit sechs schon Bescheid. Nur hab ich mir das immer*

²⁸ Daß die Menstruation in dieser Weise eindeutig als weibliche Erfahrung codiert ist, setzt ein Wissen um körperliche Erscheinungen voraus, in dem die Menstruation eine exklusiv weibliche Erfahrung ist. Das muß nicht unbedingt der Fall sein (vgl. Duden 1987: 137). Beauvoir weist darauf hin, daß Mädchen, die ihre erste Mensis nicht mit Bezug auf ein kulturell tradiertes Wissen erleben, diese nicht unbedingt als ein Zeichen von Weiblichkeit auffassen (vgl. Beauvoir 1978: 300).

vorgestellt so richtig mit som Schwall und so. Ich hab ja auch nie meine Mutter danach gefragt. (X) Ja und zu Anfang, als das nicht so viel war, da hat mich das auch nicht so wahnsinnig belastet. Also es hat mich schon gestört, aber das war für andere nicht so zu merken.

In Richards Darstellung ist in nuce der Prozeß einer neuen Verschränkung von Leib und Körper beschrieben. Es gibt den Körper, der das Mädchen, das Richard war, erwartet: einen weiblichen Körper, der als sichtbares Zeichen seines Geschlechts einen »Schwalle Blut absondert. Dann erlebt er tatsächlich, daß Blut aus seiner Scheide fließt. Das versteht er aber nicht als Regung des weiblichen Körpers, der er sein wird, denn so wenig Blut bedeutet nicht Frau. Also: Das ist keine Periode. Ob ein Mädchen eine Periode erlebt, ist also nicht unbedingt eine Frage dessen, welche Flüssigkeit wann wo fließt, sondern ob diese Erfahrung in das optisch-taktil orientierte Schema des Frauenkörpers hineinpaßt. Erst in dem Moment, wo beides ineinander verschränkt ist, bricht sich in dieser Erfahrung eine »natürliche« Weiblichkeit Bahn. Weil der Blutfluß an einer geschlechtlich bedeutsamen Körperregion auftritt, ist es allerdings nicht ausgeschlossen, daß er spontan mit dem eigenen Geschlecht in Verbindung gebracht wird, ohne daß ein Wissen um den zukünftigen Körper dazu erforderlich wäre.

Als intensive Realität des objektivierten Geschlechts erschwert es die Menstruation transsexuellen Männern, als Mann aufzutreten.

RICHARD: Es war zwar störend, aber richtig genervt hat es mich, als ich so achtzehn war, weil ich vorher also die ganze Sexualität einfach richtig verdrängt habe. (X) Deswegen auch diesen Teil irgendwie so geistig abgehängt hatte. Und als ich dann alleine wohnte und da jetzt also so ... 2 die Entwicklung zum Mann auch vollzogen habe, auch kleidungsmäßig. Ich hatte mich ja vorher immer so indifferent angezogen, um zuhause keinen Ärger zu kriegen. Und als ich dann also vollkommen männlich auftrat, da hat mich das dann also richtig gestört.

Obwohl sie für andere nicht wahrzunehmen, also für die Geschlechtsdarstellung irrelevant sind, erlebt Richard die Menses dann als störend, wenn er sich definitiv als Mann auf die Umwelt bezieht. Daß die Menses in dieser Weise störend wirken können, läßt sich nur dann verstehen, wenn sie nicht nur eine Binnenerfahrung des eigenen Leibes sind, sondern als solche auch einer geschlechtlich be-

stimmten Gerichtetheit auf die Umwelt entsprechen, d. h., die intensiv erlebte Weiblichkeit während der monatlichen Blutung macht die Gewißheit, sich als Mann zu fühlen und sich als solcher auf die Umwelt zu beziehen, prekär.

Das objektivierte Geschlecht wird weiterhin als Anforderung an das leibliche Geschehen erlebt, d. h., der Körper ist ein Gefühls- und Verhaltensprogramm, das sich unter Umständen auch gegen das, was jemand bewußt will, durchsetzt. Es zeigt sich jetzt, daß der Körper nur dann als wirklich meiner erfahren wird, wenn ich ihn als meine intensive Realität erlebe.

Der Mann-zu-Frau-Transsexuelle Werner versucht, sich durch den Koitus mit seiner Freundin, den er wie ein Mann ausführt, davon zu überzeugen, daß er einer ist.

WERNER: Vor einem halben Jahr hätte mir noch leicht jemand sagen können, wart erst einmal ab, wenn du erst einmal geschlafen hast mit einer Frau, dann wird das alles ganz anders. Und ich habe mich auch selber gefragt, ob es tatsächlich so ist, daß dadurch gewisse Gefühle auftreten, die mir das Mannsein ermöglichen oder leichter machen. Ich merke aber, daß der Wunsch, eine Frau zu sein, ziemlich unabhängig davon läuft.

Nachdem Werner etwa anderthalb Jahre mit einer Frau befreundet war, schläft er mit ihr. Dies betrachtet er für sich als eine Art Selbstexperiment: Werde ich männlich fühlen, wenn ich mich männlich betätige? Die männliche Betätigung ist klar definiert, als Mann mit einer Frau zu schlafen, heißt, mit dem Penis in die Vagina einzudringen. Das männliche Gefühl, das Werner dadurch zu bekommen hofft, ist weniger ein Gefühl als ein Spüren des Leibes.

WERNER: Und was ich noch krasser empfinde im Moment, ich kann mich bemühen, wie ich will, männlich zu fühlen, ich kann es irgendwie gar nicht, das ist eine Sache, die mir am meisten zu denken gibt. Ich habe immer das Gefühl, das läuft über den Schwanz, was man da so hat und da habe ich häufig das Gefühl, das Ding ist einfach umgeschaltet. Das geht irgendwie nicht so raus, ... wie halt alles Männliche das irgendwie ausdrückt... Meinetwegen männliche Kleidung, männliches Getue... Also auch wenn er steht, dann ist das irgendwie ein ganz anderes Gefühl, aber...

GL: *Was für ein Gefühl?*

WERNER: *Das ist richtig so umgeschaltet. Ich habe häufig das Gefühl, als hätte ich bereits eine Scheide. So ein Gefühl habe ich häufig und das kann dann sein, daß er dann gerade bei diesem Gedanken auch steht, aber ich fühle dann nicht diesen Schwanz in meinem Bewußtsein. (X) So dieses also nicht so auf jemanden gerichtet.*

Ein männliches Gefühl haben, heißt also zunächst, den körperlichen Leib an einer Stelle spüren, die mit dem Symbol des Mannseins zusammenfällt. Weiterhin muß der körperliche Leib so gespürt werden, daß dies nicht im Widerspruch zum Symbol steht. Der sichtbare Körper bedeutet demnach nicht nur das Geschlecht, indem er das eigenleibliche Spüren geschlechtlich bedeutsam macht, sondern er ist zugleich eine Anforderung daran, wie der körperliche Leib gespürt werden muß. Der Körper wird so zum Programm, wie der körperliche Leib zu spüren ist, und insofern er Programm ist, orientiert er das eigenleibliche Spüren auf einen Lebensstil und die damit verbundene Geschlechtsposition.²⁹

WERNER: *Obwohl mit Angelika (seiner Freundin, GL) geht es ja dann auch irgendwie so, aber ich verstehe das auch gar nicht, wie das alles läuft so. Ich habe dann manchmal eine Ahnung davon, wie das sein könnte vielleicht, wenn man männlich fühlt. Also wenn ich eben zum Orgasmus gekommen bin, dann habe ich kurzzeitig das Gefühl, ja es ist doch eigentlich egal, auch wie man sich kleidet ..., dann ist so kurzzeitig ein Gefühl da, ja warum eigentlich nicht.*

Durch Angelika kommt Werner zu einem männlichen Begehren. Zunächst fühlt er sein Genital »nicht so auf jemanden gerichtet«. Dazu steht im Gegensatz, daß es mit Angelika »geht«, ein Sachverhalt, der mit »obwohl« eingeführt wird. Dieser Gegensatz kann sich nicht auf eine Überraschung bezüglich seiner Körperform beziehen, sondern nur darauf, daß es ihn irritiert, daß er sich – obwohl sein Körpergefühl durch eine Vagina organisiert ist – auf jemanden richtet. Das Gefühl am Genital beginnt, sich zu verändern. Wenn »es« mit Angelika »geht«, polarisiert sich die Begegnung in einer Weise, daß er sich als Mann fühlt. Diese aufkeimende Evidenz beginnt mit

²⁹ Die Humboldtsche These der Einheit von Sprach- und Seelenform variierend, könnte man hier von einer Einheit von Symbol- und Leibform sprechen.

einer Verwirrung, »aber ich verstehe das auch gar nicht, wie das alles so läuft«. Aber auch wenn das nicht der Fall ist, stimmen gespürter körperlicher Leib und das Programm seines objektivierten Geschlechts überein. Die gespürte Vagina ist verschwunden, und Werner ahnt, »wie das sein könnte vielleicht, wenn man männlich fühlt«. Da es beim männlichen Gefühl um »das Gefühl« geht, das er am »Schwanz« hat, kann man davon ausgehen, daß er spätestens mit dem Orgasmus einen solchen spürt.

Die Programmatik des objektivierten Geschlechts läßt ihm aber keine Ruhe. Die gewisse Zufriedenheit, die er nach dem Orgasmus erlebt, eröffnet nämlich wie von selbst eine männliche Zukunft, denn in der Übereinstimmung von programmatischem Körper und gespürtem Leib hat er »kurzzeitig das Gefühl, ja es ist doch eigentlich egal, auch wie man sich kleidet oder so«. Dann könnte er sich vorstellen, auch als Mann zu leben. Mit dem Körper wird ein ganzes Lebensprogramm für Werner verbindlich, insofern dieses als die Zukunft der leiblichen Realität erfahren wird, die er ist.

Der programmatische Charakter des Körpers für den Leib findet sich auf mehreren Ebenen: Die Körperformen werden für die leibliche Erfahrung verbindlich, damit einher geht die Anforderung an die Form des auf die Umwelt Gerichtetseins, und schließlich wird über den Körper für den Leib die Fülle von Sachverhalten und Normen verbindlich, die ein Leben in einem Geschlecht charakterisieren.

3. Die Funktionsweise sozialer Kontrolle und das Reale

Anhand der Analyse des Wahrgenommenwerdens hatte sich gezeigt, daß eine Person sich leiblich als ein Geschlecht erfährt, indem sie den geschlechtlich signifikant gemachten Körper als die leiblich-affektive Wirklichkeit erlebt, die sie ist, d. h., diese liefert in der Verschränkung von Körper und Leib eine unleugbare Evidenz des eigenen Geschlechts. Wenn man die leibliche Evidenz des eigenen Geschlechts mit der Wahrnehmung anderer zusammenführt, ergibt sich eine doppelte Perspektive: Jemand ist ein Geschlecht, indem er/sie eines für andere ist, und jemand ist ein Geschlecht, indem andere ein Geschlecht für sie bzw. ihn sind.

Die Dimensionen des Leiblich-Affektiven, die sich dabei als wesentlich herausstellten, sind die Körperscham und das Begehren.³⁰ Der leiblichen Realisierung des geschlechtlich akzentuierten Körpers, der man für andere ist, entspricht auf der Seite der Wahrnehmung eine mehr oder weniger subtile Erotisierung. Diese macht sowohl die Körperform zu einer geschlechtlich bedeutsamen, als sie auch bei Bekleideten die spontane Evidenz liefert, welchen Geschlechts sie sind. Entscheidend ist dabei der strukturelle Zusammenhang wechselseitiger Verstärkung von einerseits der Binarität wahrgenommener Personen und andererseits der Binarität leiblicher Begehrensrelationen, die der Logik von Gleichheit und Verschiedenheit folgt.

Homo- und Heterosexualität sind in dieser Sicht nicht eine Folge der Existenz zweier Geschlechter, sondern als leibliche Begehrensrelation selbst ein organisierendes Prinzip der Geschlechterunterscheidung, das die reflexive Entzifferung von Signalen, wie z. B. Kleidung, Gestik und Mimik leitet und umgekehrt seine Eindeutigkeit aus der gelingenden Entzifferung von Personen als Männer und Frauen bezieht. Homo- und heterosoziale Beziehungen sind in diesem Sinne auch nur mit Bezug auf die protentionale Gegenwart der Begehrensrelationen zu verstehen.

In der Analyse der Struktur des leiblich-affektiven Umweltbezuges wird so akzentuiert, daß eine Person hier und jetzt in die Beziehung zu anderen eingesetzt ist und sich in dieser als real und mit bestimmten Merkmalen ausgestattet erlebt. Diese Beziehungsstruktur ist erstens ein wesentliches Medium sozialen Zwanges, insofern sie ein Ausweichen in private Welten, in denen jemand ein anderes Geschlecht sein könnte, verhindert. Zweitens schließt sich im Rahmen dieser Struktur die Wahrnehmung, indem auch Personen, deren Geschlechtszeichen als uneindeutig aufgefaßt werden könnten, einen eindeutigen wirklichen Platz im System von Gleich- und Verschiedengeschlechtlichkeit erhalten.

³⁰ Damit ist nicht gesagt, daß andere Gefühle – wie etwa Stolz auf den Körper oder das Gefühl, den richtigen Körper zu haben – keine Rolle spielen. Aber auch die anderen Gefühle existieren im Rahmen der allgemeinen Struktur der leiblich-affektiven Erfahrung und würden so zwar neue Nuancen, aber nichts grundsätzlich Neues, bezogen auf die Bedeutung dieser Erfahrungsebene für die Konstruktion von Realität, hinzufügen.

In der Verschränkung von Körper und Leib werden die Ebenen des Kognitiven und des Symbolischen mit der zuständlichen Gegebenheit des Leibes zusammengeschlossen; mit den Untersuchungen zum körperlichen Leib und zur Programmatik des Körpers wird dieser Zusammenhang weitergehend präzisiert: Der Leib ist von geschlechtlicher Symbolik durchzogen und macht diese umgekehrt für die Person zu einem kaum relativierbaren Bestandteil ihrer Wirklichkeit. Der Körper wirkt als Geschlechtszeichen, insofern er in der Verleiblichung buchstäblich zu einer Realität unter der Haut wird, wie eine Sperre, das Geschlecht des Körpers zu verlassen. Die schlichte Erfahrung, das Körpergeschlecht wirklich zu sein, funktioniert wie eine Autorität; das Reale wirkt auch dann als soziale Kontrolle, wenn niemand da ist, der die einzelnen kontrolliert, bzw. wenn soziale Kontrollen effektiv außer Kraft gesetzt sind.

Ich hatte zu Beginn des Kapitels eine programmatische Kritik der Mikrosoziologie formuliert, wonach diese es versäumt, die eigenständige Bedeutung des Realen für die Konstanz sozialer Strukturen zu berücksichtigen, und andererseits das Moment des Subjektiven unvollständig bestimmt, dessen Verstricktsein ins soziale Feld nicht untersucht wird, mit der Konsequenz, daß die Funktionsweise sozialer Kontrolle nicht mehr begriffen werden kann. Damit hängt eng zusammen, daß es der Ethnomethodologie nicht gelingt, das wechselseitige Aufeinanderbezogensein der Beteiligten angemessen zu verstehen, da sie den Akzent einseitig auf das Tun sozialer Ordnung legt. Die einzelnen sind, insofern sie Welt hervorbringen, sowohl frei von ihrem Produkt als auch von ihren Mitproduzierenden. In meiner Untersuchung hat sich dagegen, ausgehend von der Kategorie des exzentrisch aufgebrochenen Leibes, der Schwerpunkt verschoben. Es geht nicht mehr um das Tun von einzelnen, sondern darum, das Geschehen zwischen leiblichen Personen herauszuarbeiten, in dem für diese eine Welt wirklich wird. Dieses Geschehen vollzieht sich in einer polyzentrischen Struktur, in der die einzelnen ihrer selbst und ihres Tuns nie ganz mächtig sind.